

# Teil Eins

## Berlin, Februar 1928

*Es ist eine Einsamkeit, umflossen  
von den Strömen des städtischen Gases,  
des elektrischen Stromes, für alle gemacht,  
einer Zentralheizung, eines Zentralessens, einer Zentralzeitung ...  
aber ein kleiner Fleck ist noch da,  
auf dem sind wir allein.*

Kurt Tucholsky: »Es ist«, 1928

# 1

Zu den Frauen, die darauf brannten, jede Rotznase ihrer Kinder persönlich sauber zu wischen, gehörte sie nicht. Als sie von der Schwangerschaft überrascht worden war, hatte sie zum Vater des Kindes gesagt: »Du wirst dir ein Kindermädchen leisten müssen. Oder du gibst deinen Beruf auf und beschäftigst dich fortan ganztägig mit dem Stuhlgang, der Nahrungsaufnahme und der geistigen Erbauung deines Nachwuchses.«

Er hatte sich für das Dienstmädchen entschieden, denn sie waren beide ehrgeizig, rastlos, getrieben – er mit seiner frisch gegründeten Zeitung, sie mit ihrer hart erkämpften Zulassung bei Gericht. Das Dienstmädchen hieß Luise und zog in die chaotische Riesenwohnung, die Quintus einem Verwandten aus den Rippen geleierte hatte, mit ein. Von den vielen Zimmern mit den hohen Decken war sie hellauf begeistert: »Donner und Doria. Da können Sie sich ja gleich fünf Kinder anschaffen.«

»Eher schließe ich mich einem tibetanischen Mönchsorden an«, hatte Felice sie beschieden.

An diese Aussage erinnerte Quintus sie gelegentlich, wenn sie mit allen fünf loszog. So wie heute, wo sie sich einen halben Tag hatte freinehmen müssen, um zum *Schuhhaus Salamander* zu tigern, weil natürlich wieder einmal alle fünf nur Wochen, ehe der Winter zu Ende war, aus ihren Winterschuhen herausgewachsen waren. »Bringst du sie alle wieder, oder gibst du sie im evangelischen Kinderheim ab und machst dich auf den Weg in deinen tibetanischen Mönchsorden?«, hatte er sie an der Wohnungstür gefragt.

»Ich frage beim evangelischen Kinderheim nach, ob sie auch ausgewachsene Männer nehmen, die sich kindisch betragen.«

»Ich bin katholisch!« Er hatte gelacht, sie geküsst und ihr zugeraunt, dass er sie heute Abend alle zusammen wieder bei sich zu Hause haben wolle, dass er sich darauf freue, »obwohl es ab und an mit dir alleine auch nett wäre. Ohne die kleinen Geister würde unserer Spukvilla etwas fehlen.«

»Und das nächste Mal gehst du mit den Geistern Schuhe kaufen?«

»I wo. Ich schicke Luise!«, rief er vergnügt und war schon aus der Tür.

Felice hätte ebenfalls Luise schicken können. Warum sie es nicht tat, konnte sie nicht einmal sich selbst ganz leicht erklären. So wenig sie sich gewünscht hatte, eines

Tages als Mutter von fünf Kindern dazustehen, so sehr hatten ihre Gefühle sie nach Annettes Geburt überrollt. Sie warf dem kleinen Mädchen, das inzwischen neun Jahre alt war und wie üblich im Gehen vor sich hinsang, einen Blick zu und wunderte sich einmal mehr, dass diese Riesenwooge Liebe, in die sie damals ahnungslos gestürzt war, sich nicht abnutzte, dass sie noch immer bisweilen unverhofft hervorbrach wie am ersten Tag.

Annette würde rote Mary-Jane-Schuhe mit einer Spange haben wollen, die nicht richtig warm hielten und ihr ausgedet werden mussten. Luise war dazu in der Lage, es war ihr Beruf, doch das kleine Mädchen würde ihr dabei nicht leidtun. Statt ihr zum Trost eine Tüte Brausepulver und die weltfesteste Umarmung anzubieten, würde Luise ihr erklären, dass sie dankbar sein müsste, weil sie keins von den armen Kindern war, sondern eins, dem seine Eltern warme Schuhe kaufen konnten.

Es gab Dinge, die konnte kein Mensch erledigen, der für die Betreuung der Kinder bezahlt wurde, sondern nur einer, der sie mit einer Art von Wahnsinn liebte und Wahnsinniges getan hätte, um sie vor Schmerz zu beschützen.

Nur eines von ihnen – das jüngste – hatte Felice sich gewünscht. Die anderen waren in ihr Leben geschneit, ehe sie ihre Tür davor hätte verrammeln können. Als sie Annette bekommen hatten, weil sie und Quintus trotz aller akademischen Studien zu dumm gewesen waren, ein Kondom zu benutzen, waren Lisette und Jenny schon dagewesen. Zwar hatten sie angenommen, dass die beiden nur vorübergehend bei ihnen leben würden, aber seither hatte Felice sich des Öfteren gefragt, wie sie sich das vorgestellt hatten.

Sollte man ein Kind wie ein geliehenes Buch wieder abgeben, nachdem man es zwei Jahre lang Tag und Nacht um sich gehabt und es die Wohnung als sein Zuhause angenommen hatte? Sollte sie Lisette fortschicken, die so verletzlich war, dass sie sich rund um ihre Zartheit ein Polster anfressen musste und damit nur noch mehr verletzt wurde? Oder die bestürzend kluge Jenny fortgeben, die den schnellzüngigen Quintus Vater nannte und seiner Schlagfertigkeit als Einzige Paroli bot?

Sie hatten sich gar nichts vorgestellt, weil sie über Kinder nichts gewusst hatten. Lisette und Jenny waren die Töchter von Felices Schwester Ille, die in den letzten Kriegstagen zusammen mit ihrem Geliebten ihren brutalen Ehemann erschlagen hatte. Weil das Gericht das Martyrium, das Ille hinter sich gehabt hatte, als mildernden Umstand gewertet hatte, war sie lediglich zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilt worden. Als sie die Strafe jedoch abgesessen hatte, war sie nicht mehr die Ille gewesen, die Felice gekannt hatte. Aus dem verträumten, ein wenig einfältigen, aber durch und durch liebevollen Mädchen war eine müde, verbitterte Frau ohne jeden Antrieb geworden. Sie ließ sich gehen, war am glücklichsten, wenn sie bei Felice und Quintus im Bett liegen konnte und sich um nichts zu kümmern brauchte. Sie scherte sich nicht darum, wer sie in ihrem schlampigen Aufzug zu sehen bekam, und war keinesfalls in der Lage, für zwei verstörte kleine Mädchen zu sorgen.

So waren Lisette und Jenny bei Felice und Quintus geblieben. Sie hatten sich darum bemüht, Ille einen Weg zurück ins Leben zu ebnen. Nicht weit vom Savignyplatz und ihrer eigenen Wohnung entfernt hatten sie ihr ein Zimmer gemietet. Sie hatten sie an

der Lette-Schule für Kurse in Maschineschreiben und Stenografie eingeschrieben, und trotz ihres kaum vorhandenen Lerneifers hatte Quintus sie anschließend für die Redaktion seiner Zeitung eingestellt. Ihre Tür stand Ille jederzeit offen, auch wenn es Tage gab, an denen sie alle Kinder einpackten und zum Essen ins *Babylon* flüchteten, um den ersehnten Familienfeierabend nicht in Illes belastender Gesellschaft zu verbringen.

Das war feige. Es war auch grausam. Einst, als Studentin, hätte Felices Rechtsbewusstsein sich mit jeder Faser dagegen gestäubt und von ihr verlangt, dass sie ihr Leben aufrecht und aufrichtig anging. Nur hatte sie damals eben noch keine Ahnung von Kindern gehabt, von zwei kleinen Mädchen, die sich für ihre Mutter schämten und nach jedem von Illes Besuchen schlecht schliefen, weil sie fürchteten, die fremde, verwahrloste Mutter reiße sie aus ihrem Zuhause.

Es waren die Jahre der Inflation gewesen, eine Zeit, in der die meisten Menschen vor Furcht schlecht schliefen. Auch Felice und Quintus hatten an manchem Abend nicht gewusst, ob ihr Geld am Morgen noch genug Kaufkraft besitzen würde, um die Familie satt zu bekommen, und waren vom Kämpfen oft so erschöpft gewesen, dass sie am Esstisch einschliefen. Aber Felice und Quintus hatten ein Dach über dem Kopf, ein gesichertes Einkommen und vor allem das Glück ihres gemeinsamen Lebens, das Geldsorgen zweitrangig und Besitz entbehrlich machte. Quintus' Kamera, das von seinen Eltern zur Hochzeit krenzenzte Tafelsilber und Felices drei, vier Stücke Schmuck verwandelten sich in Wintermäntel für die Mädchen und Fleischkonserven, aus denen Luise einen Hackbraten zubereitete. Sie streckten sich nach der Decke, wurden findig und kamen durch. Andere dagegen verloren den Halt und stürzten zu tief, um sich wieder zu fangen.

Cäcilie, Quintus' jüngste Schwester, hatte 1918 überstürzt einen Kriegsgewinnler namens Heidenreich geheiratet, eine Tochter bekommen und ein Haus am Schlachtensee bezogen, das einem feudalen Anwesen glich. Felice waren die Leute ein Graus. Waren sie dort eingeladen, schickte sie Quintus allein hin. »Um ihr Heer von Dienstboten tanzen zu lassen und mit Diamanten zu klappern, wird deine Schwester sich ja wohl mit einem von uns begnügen können.«

So war Quintus auch zu jener Abendeinladung allein gefahren, bei der er keine anderen Gäste vorgefunden hatte. Dienstboten ebenso wenig. Nur seine kleine Schwester und ihren Mann, die mit Kugeln in den Köpfen unter dem Baldachin ihres Himmelbetts lagen. Das Gehirn seines Schwagers, der jeden im Krieg gewonnenen Pfennig doppelt und dreifach verloren hatte, war über den burgunderroten Samt der Tapete gespritzt. Sylvia, die Tochter der beiden, die im selben Alter wie Annette war, saß in der Kinderstube in ihrem Schaukelpferd, schaukelte unablässig vor und zurück und gab dabei einen summenden Ton von sich.

Quintus hatte sie ohne Federlesens eingepackt und mit nach Hause genommen. Er war Kriegsreporter gewesen, hatte in den aufgesprengten Katakomben der belgischen Stadt Ypern gelegen und Fotos geschossen, während die Stadt in Flammen aufging, doch an diesem Tag fand er keine Worte und kam Felice in seinen Grundfesten erschüttert vor.

Quintus war ein erwachsener Mann, und sie liebte ihn dafür, dass er sich am Riemen riss. Die kleine Sylvia jedoch war erst vier Jahre alt, und kein Mensch wusste, was sie miterlebt hatte, denn sie sprach nicht, summte nur den immer gleichen Ton vor sich hin. Abend für Abend tauchte Quintus mit einem Bettlaken als Gespenst ausgestattet in ihrer Zimmertür auf, weil es das Einzige war, was sie einen Augenblick lang zum Lachen brachte. Als sie nach Wochen endlich begann, ein wenig Zutrauen zu fassen, und sich wie an eine Schwester an Lisette hängte, tauchten Heidenreichs Verwandte auf, um sie mitzunehmen. Felice aber war nicht umsonst eine Anwältin, von der die Richter sich zutuschelten, sie hätte Haare auf den Zähnen. Die Drohgebärde genügte. Sylvia blieb bei den Quirins. Ihre Wohnung hatten sie inzwischen »Spukvilla« getauft.

Im November 1923 wurde das völlig entwertete Geld vorübergehend durch das Konstrukt der Rentenmark ersetzt, und die Wirtschaft der Republik glich einem Automobil mit blockiertem Anlasser: Die Blockade löste sich, und das Auto schoss mit einem mächtigen Satz voran. An der Ruhr wurde der Kampf mit den Franzosen beigelegt, amerikanische Banken sprangen mit Krediten in die Bresche, und das schon aufgegebene Fahrzeug, die totgesagte Republik, rollte mit schnurrendem Motor bergauf. Sylvia begann zu sprechen, erst nur mit Lisette, dann über Lisette als Sprachrohr und schließlich Wort für Wort mit den anderen.

Die Krise war überstanden, die Untiefe durchschwommen, und als sie am anderen Ufer mit den Köpfen aus dem Wasser tauchten, sagte Felice zu Quintus: »Ich will noch ein Kind.«

Er zog die Brauen in die Stirn. »Um ehrlich zu sein, war das der letzte Wunsch, den ich von dir erwartet hätte. Ein tibetanischer Bettelmönch als Untermieter hätte mich weniger überrascht.«

Überrascht war Felice selbst. Ehe ihr die Worte aus dem Mund gesprudelt waren, hatte ihr Kopf sie nicht vorgeformt und überdacht. Es war verrückt. Sie waren gerade erst aus dem Größten heraus. Aber der Wunsch hatte für die Plädoyers der Vernunft taube Ohren und erwies sich als hartleibig. »Noch ein letztes. Zum Genießen.«

Anton.

Er ging an ihrer Hand, hüpfte, stolperte und plapperte in einem fort. Mit ernsthaft gefurchter Stirn berichtete er, wer gestern unter der Kastanie im Hinterhof im Sandkasten gegessen hatte, wer mit welcher Schaufel gespielt und was für eine Sandburg sie gebaut hatten, was Lene aus dem Parterre zu Gustav von der Galerie gesagt hatte, warum Hans-Peter vom Schreibwarenladen ihr darauf eine Buddelform an den Kopf geworfen hatte und was er selbst unternommen hatte, um den Streit zwischen seinen Freunden zu schlichten. »Es war nicht richtig von der Lene, dass sie zu Gustav gesagt hat, der Hans-Peter hat nur Stroh in Tüten im Kopf. Aber dass der Hans-Peter gleich mit der Form geschmissen hat, das war ja wohl übertrieben.«

Felice lachte. »Du bist der geborene Jurist, mein Schatz.«

Groß- und grünäugig sah Anton zu ihr auf. »Ich will aber Bäcker werden. So wie der Vater von Ernie. Dann kann ich mir das Weiße aus den Schrippen pulen und keiner darf mich schimpfen.«